

Osttiroler Heimatabblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

23. Jahrgang

IXIII, 27. Oktober 1935

Nummer 10

Die Geologie der südöstlichen Benedigergruppe

Die bisherigen Ergebnisse alter und neuer Untersuchungen — Dr. Anton Egger, Jelsberg

Die Gesteine des untersuchten Gebietes

Im folgenden soll der Leser eine Vorstellung über die sehr verschiedene Gesteinszusammensetzung in der südöstlichen Benedigergruppe erhalten und dabei doch die Überzeugung gewinnen, daß eine sinnfällige Ordnung dem Ganzen zugrunde liegt.

Es ist in geologischen Abhandlungen allgemehr üblich, von den tiefsten bzw. ältesten Gesteinspartien ausgehend zu beschreiben, um demnach der Einheit und der zeitlichen Abfolge des Gebirgsbaues bereits im gesteinsbeschreibenden Teil gerecht zu werden. Ausnahmsweise möchte ich den umgekehrten Weg gehen, um besser an das im vorherigen Abschnitt Gesagte anknüpfen zu können und insbesondere, um — wie in der Einleitung angekündigt — einen verwendbaren Beitrag zu liefern, der sich praktisch (bei Exkursionen) auswerten läßt. Spaziergänge und Fahrten in die Benedigergruppe werden, was Osttirol anlangt, von Mattrei oder vom Virgental aus geartet, und es ist deshalb nur natürlich, wenn ich an Hand zweier vorgegangener Routen das Vorkommen verschiedener Gesteine anführe. Selbstverständlich liegt der Ausgangspunkt unserer geologischen Wanderung im Süden, damit also in den geologisch höchsten Serken der Benedigergruppe, und endet im Norden, im gebirgsbaulich tiefsten Teil des Benedigerkernes (s. vorigen Abschnitt!).

a) Mattrei — Proßegg Klamm — Gruben — Katafalte — Wadener Hütte — Köbentörl — Uite — Prager Hütte.

Mattreier Zone: Diese tektonische Mit-

fensters zum darüberliegenden Ostalpin wurde von mir nicht mehr bearbeitet. Sie liegt außerdem zum größten Teil südlich des Kartenblattes „Mattrei in Osttirol“. Einwandfrei dieser Zone gehören z. B. an: der Burgfelsen des Schlosses Weihenstein, Dolomit- und Kalkaufschlüsse an der Lauerntalstraße im unmittelbaren Bereich des Schlosses, die Gipsvorkommen bei Mattrei, bühnerige Marmore am Virger Berg (im Westen von Mattrei). Weniger auffällig als die stetigen Dolomitschichten sind grünliche, quarzreiche Phyllite, diaphanomische Glimmerschiefer und graue bis schwarze Schiefer, die man als „Schwarze Phyllite“ bezeichnen kann. Dem ungeschulten Auge scheint die ganze Mattreier Zone ein eckiges Durcheinander und tatsächlich ist sie in tektonischer und stratigraphischer Deutung noch immer ein Streitobjekt, zumal Profilskizzen fehlen, wie noch gezeigt werden wird.

Kalkglimmerschieferzone:
Sie ist neben dem „Lauernzentralgneis“ die bedeutendste Serie des penninischen Tauernfensters überhaupt. Diese zur Hauptsache aus Kalkglimmerschiefern, Kalkphylliten und verschiedenen Formen von Grünschiefern zusammengesetzte Serie bildet die Hüllpartien der Tauern, und sie wurde dafür auch „Obere Schieferhülle“ genannt. Im Gegensatz zur Mattreier Zone, die selten in einem geschlossenen Profil länger zu verfolgen ist als wenige Hunderte von Metern, ist die Kalkglimmerschieferzone auf unserer bezeichneten Route von Mattrei an bis nördlich der Zedlacher Alm (1846 m) im Proßeggthal aufgeschlossen. Im Mattreier Lauerntal hätte man die Grenze zur nächsttieferen Einheit bei der Winterbrücke nördlich Berg zu

suchen. Eine scharfe Grenze zwischen der Mattreier Zone und der Kalkglimmerschieferzone gibt es nicht. Es wurde bereits erwähnt, daß die höheren ostalpinen Gesteine mit den tieferen penninischen Vertretern aufs engste verknüpft sind durch Verfaltung und Verschiebung. Wenn man an den Hängen im Westen und Osten von Mattrei mehrmals Kasse und Dolomite zwischen Kalkglimmerschiefern, Gneisschiefern und Serpentin liegen sieht, dann hat man diese Falten- und Schuppenstrukturen vor Augen.

Kalkglimmerschiefer und Grünschiefer bauen zu mindestens 90 Anteilen die Kalkglimmerschieferzone auf. Sie bilden die von jedem Lauerntal aus weit sichtbaren Bratschentwände, Schieferwände und Plattenabstürze. „Bratschentwände“ sind im Schieferhüllenbereich auf den Spezialarten mehrfach eingetragen. Die Gesteine sind Ursache einer eigenen Schieferhüllenmorphologie, wie man sie besser nicht sehen könnte.

Aber die rezenten Ansteherrungen des Lauerntales gelangen wir in die Proßegg-Klamm, und hier werden wir sofort mit den wichtigsten Gesteinen der Kalkglimmerschieferzone bekannt.

Kalkglimmerschiefer: Im Bruch graublau Gesteine, geschiefert bis gebankt, „bratschig“ verwitternd. Sie sind meist deutlich kristallin, kalkreich und mit hellem Muscovitglimmer an den Schieferungsflächen. Keine Quarzbeimengungen, Albit, sowie manchmal Pyrit sind vorhanden. Durch verfaulte organische Substanz können die Steine sehr dunkel werden. Eine Varietät der Kalkglimmerschiefer sind die Kalkphyllite, die weniger metamorph, d. h. kristallin sind und auch vorwiegend die höchsten Partien der Schieferhülle

bliden. Sie vermitteln dementspre-
chend sehr leicht zu sein bei Bergsteigern
und Wildruferarbeitern gefürchtete
Stufenwände. Eine scharfe topo-
graphische Trennung zwischen beiden
Gesteinen ist praktisch undurchführbar.
Die Gesteine gehen meist ineinander über.
Daselbe gilt für die Schwarzsphä-
llite, die sich eng an die Kalksphä-
llite anschließen und mit ihnen zusammen
auftreten: mattschwarze, manchmal glän-
zende Schiefer mit hoch wechselndem
Karbonatgehalt. Neuere Untersuchungen
verschiedener Autoren zeigen, daß man
wahrscheinlich eine Zerteilung inner-
halb der Schwarzsphällite vornehmen
muß. Innerhalb der eben besprochenen
Schiefergesteine können durch Vorherr-
schen eines Minerals bei gleichzeitigen
Verdrängen des anderen z. B. reine
Marmore, Quarziteschiefer u.
a. entstehen, die nur lokale Bedeutung
haben.

Zwischen den braun verwitternden
Kalk-Glimmer-Gesteinen finden sich
überall, oft mehrere 100 m mächtig,
Grünschiefer verschiedener Zusammenset-
zung. Obwohl der Verbreitung der
Kalksphällite treten auch bei den Gestei-
nen der Grünschieferfamilie die am we-
nigsten metamorphen, sogenannte
Schwarzschiefer in den hängenden
(obersten) Teilen der Schieferhülle auf.
Es handelt sich um grüne, gutgeschleiferte
Gesteine mit einem matten Selbglanz
auf den Schieferungsflächen.

In der Prosegg-Klamm, am Weg
nach Gruben und selbst über die Katal-
alpe hinaus sind sie überall zu finden.
Die Schorlschiefer sind mit die meisten
Lauengrünschiefer feinschuppig, bzw.
feinblättrige Gesteine mit Chloritminer-
alien als Hauptgemengteil. Dazu treten
(Querbruch) feine, helle Plagioklasti-
schen, Hornblende (meist aktinoblastische),
meistens Granit, Epidot und Erz. Die
Kartierung der Grünschiefer ist keine
leichte Angelegenheit und es wird dem
ungeübten Auge nicht gelingen, im
Handstück feinere Unterschiede zu finden.
Wohl aber kann jeder die markigglänzen-
den Schorlschiefer von den Braunk-
iten unterscheiden, wie sie am Weg von
der Zedlacher Alm zum Steinhof vor-
kommen. Es sind dies ebenfalls wieder
grüne Schiefergesteine, ohne den matt-
schimmernden Glanz auf dem Haupt-
bruch und nicht mit den schlüpfrigen
Chloritaggregaten im Querbruch, son-
dern mit einem fein- bis mittelkörnigen
frühlingsartigen Gefüge, in dem Schorlite
zurücktreten und verschiedene Hornblen-
den deren Platz einnehmen. Die Braunk-
ite zeigen außerdem zu einer ausge-
prochenen blättrigen bis hartigen Ab-
sonderung. Sie scheinen als Handstücke
z. B. geringfügiger als die Schorlschiefer,
sie machen den Eindruck — und nicht
nur den Eindruck! — einer härteren und
engeren Zusammenballung der Mineralien,
mit einem Worte, sie sind stärker

metamorph. Vereinzelt treten in dieser
Kalkglimmerschiefer Serie Serpentin-
Schiefer auf: an unserem eingeschlagenen
Weg nur zwei kleine Vorkommen,
im NW des Punktes 1934 (Zedlacher
Alm). Zu diesem Vorkommen gehört
auch der Serpentinsockel am Eicham, der
bekannt sein dürfte. (Über ein Gabbro-
empfindlichkeitsvorkommen im Südosten der
Hohen Ahsel wird bei Route b zu spre-
chen sein.)

Wenn wir also von der Prosegg-
Klamm dem Waldweg nach Gruben
folgen, fallen uns auf beiden Seiten des
Laueratales die steil nach Süden ein-
fallenden Grünschiefer und Kalkglim-
merschiefer auf, die etwa dreimal ab-
wechseln. Die Steilstufe von Punkt
1967 zur Katalalpe hinaus führt durch
Grünschiefer. Nicht ansehend oder auch
jezt mit den Grünschiefern verbunden,
finden wir einige wenig mächtige und
bald austeilende Lagen von Granat-
glimmerschiefer, die aus der Schiefer-
hülle längst bekannt sind, also nur
untergeordnete Bedeutung haben. Nach
Verlassen der Katalalpe treffen wir am
Berghang Kalkglimmerschiefer an und
da wir jetzt im Streichen der Gesteine
zur Mittelbocker Alm gelangen, führt
der Weg meist durch denselben Grün-
schieferkomplex, den wir bei Überwin-
dung der Steilstufe zur Katalalpe be-
reits gesehen haben. Ein Blick in die
schroffen Felsabstürze im Süden zeigt
uns das Über- und Ineinander von
Grünschiefer und Kalkglimmerschiefer.
Deutsch sehen wir am Weg zur Zed-
lacher Alm die Grünschiefer nach Süden
einfallen, aber bereits viel flacher als in
der Prosegg-Klamm. Die Zedlacher
Alm liegt wieder auf Kalkglimmerschie-
fer und darunter folgt der letzte Grün-
schieferzug (Braunkite), den ich noch zur
Kalkglimmerschiefer Serie, zur „Oberen
Schieferhülle“ rechne. Im Liegenden
dieser Grünschiefer finden sich nämlich
Glimmerschiefer bis Paragneise, welche
die Basis der genannten Kalkglimmer-
schiefer Serie bilden. Am Großkristal sind
im südlichen Punkt 1934 grobschuppige
Muskowitschieser, Granat-
glimmerschiefer und Para-
gneise aufgeschlossen, die im Osten zur
Dabernitz Höhe (2603 m) und im We-
sten zur Hohen Ahsel (3161 m) hinauf
streichen. Auch diese Glimmerschiefer
und Gneise gehören, wie im tektonischen
Zell gezelet werden wird, zur Kalkglim-
merschiefer Serie.

Eklogitserie: Die „Eklogitzone“
Wolfsheer's hat sich eingebürgert, ob-
wohl erwiesen werden konnte, daß in ihr
keine Eklogite, sondern nur ähnlich aus-
sehende „eklogitische“ Schiefergesteine
vorkommen: ähnlich der Marreier Zone,
der tektonischen Mächtigkeit, einer Zone,
die zwischen ihrer höheren und tieferen
Einheit vermittelt: der Kalkglimmerschie-
fer Serie und der Riffel-Decke. Das zeigt
die tektonische Position, die tektonische

Verformung innerhalb der Eklogitserie,
das zeigt die Stratigraphie. Die Ek-
logitserie setzt sich zusammen aus Ge-
steinsgliedern der höheren Schieferhülle,
aus Gliedern der tieferen Riffel-Decke
und aus charakteristischen Gliedern der
Serie selbst, eben z. B. aus den „ek-
logitischen“ Gesteinen. Die Glieder der
Kalkglimmerschiefer Serie sind Braunk-
ite, Serpentin und Kalkglim-
merschiefer. Es erübrigt sich, diese
Gesteine, die auf engem Raum zwi-
schen Punkt 1934 und der Bezeichnung
„Lobben“ angehört sind, noch einmal
zu beschreiben. Auch die Vertreter der
Riffel-Decke, die in der Eklogit-Serie
auftreten, sollen mit der Riffel-
Decke selbst besprochen und hier nur
die charakteristischsten Glieder der Ek-
logitserie aufgezählt werden. Die ver-
mittelnde tektonische Position ergibt von
selbst, daß in dieser Eklogitzone, mehr
noch als in der Marreier Zone, ein schier
undurchdringliches Netz von Problemen
steckt.

Die charakteristischsten Vertreter der
Eklogitserie sind die „eklogitischen“ Ge-
steine und die graphitreichen Granat-
glimmerschiefer. Es würde zu weit füh-
ren, mineralogisch-petrographisch auf die
Eigenheiten der „eklogitischen Gesteine“
einzugehen. Es muß hier genügen, da-
rauf hinzuweisen, daß diese Gesteine in
unserem Profil beim „Steinweg“ im
Großkristal, eng verfalet mit Quarziten
und Marmoren, vorliegen. Wie neue
Untersuchungen ergeben haben und ich
selbst ebenfalls feststellen konnte, lassen
sich die Benediger-eklogite von unten be-
sonderen Verhältnissen umgewandelten
Grünschiefern ableiten und tatsächlich ist
ihre Verbindung mit Braunkiten u. dgl.
so stark, daß man nicht mehr sagen kann,
wo der Braunkite aufhört und der „Ek-
logit“ beginnt, während diese Gesteine mit
Amphiboliten, von denen man sie pe-
trogenetisch besser ableiten könnte, nur
recht vage Beziehungen haben. Die Ge-
steine fallen auf durch ihre ungeordnete
Zunahme, die insbesondere durch kleine
schön rote Granaten und graugrüne Om-
phazit hervorgerufen wird. Daneben
treten silbrige Muskowitschimmer, dunkle
Hornblendeblättrigen, feinschuppige Epidote
u. a. makroskopisch sichtbare Mineralien
auf. Die Variationsbreite der „Ek-
logitgesteine“ ist recht bunt und formen-
reich, sowohl was den Mineralgehalt
anlangt, als auch die Struktureigenhaf-
ten. Im Gebiet des verfallenen Knap-
penhauses (N. 2516) des Dabernitz Ro-
gel (2972 m) und am Gipfel der Weiß
Spitze (3300 m) sind die eklogitischen
Gesteine besonders schön.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehlerberichtigung. In
der Augustnummer der H. Bl. soll es
Seite 2, Spalte 2, dritte Zeile
heißt: „Zu Ende des Jura, vor etwa
100 Millionen Jahren...“

3)

Bildnisgrabsteine in Osttirol

Don Dr. f. L. Mannhart

Wer nicht nur in den beiden Figuren kündigt sich der neue Stil an, auch der obere Abschluss der Platte ist nicht mehr jener Baldachin, der in der Zeit die menschliche Gestalt aus der Sphäre des Diesseits ins Jenseitige emporheben soll, sondern nur mehr ein prächtiger Schmuck, und statt des Kiebbogens und der senkrechten Flasen und Kreuzblumen herrscht der Rundbogen und die Horizontale vor, wie überhaupt das schmückende Beiwerk an Bedeutung hinter den Bildnissen der Menschen zurücktritt. Auch die Buchstaben der nur mehr teilweise erhaltenen Inschrift, von der Roschmann sagt, sie sei „wie auf den abhängenden Ranft eines Teppichs aus Marmor ausgehauen und verguldet“ gewesen, sind schlichter und ruhiger geworden. Die Inschrift hatte nach Roschmann folgenden Wortlaut: „Sie liegen begraben der Wohlgeborne Herr Michael Freiherr zu Wolfenstein und sein Gemächel Frau Barbara geborne Freyin zu Thun, die am Nitrich des XXIX Tag August in XV^o und IX und obbesteter Freiherr am XV Tag April und im XV^o und XXIII Jar gestorben sein, den got gnädig sein.“

Mit diesen beiden Grabmälern in der Lienzer Pfarrkirche hat Christoph Geiger die Tiroler Sepulkralkunst des ausgehenden Mittelalters noch einmal auf eine Höhe, nie mehr erreichte Höhe geführt, zu einer Zeit, da der Tiroler Kunst sowohl in den Bronzearten des Maximiliangrabmales als auch in den Schnitzwerken der „Wenzer Schule“ eine letzte Ausreifung des spätgotischen Stilsideals beschieden war. Umso gebieterischer drängt sich angesichts dieser beiden Lienzer Meisterwerke die Frage nach den Anfängen und der weiteren Entwicklung dieses unergleichlichen bildhauerischen Talentes auf, das wie ein Kometa am Tiroler Kunsthimmel erscheint, um nach wenigen Jahren wieder für immer zu verschwinden.

Die Frage nach der Herkunft Christoph Geigers kann, da keine urkundlichen Quellen vorhanden sind, nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Es ist jedoch anzunehmen, daß Geiger in der Werkstatt Niklas Türings d. Ae. gearbeitet und — nach mittelalterlichem Brauch — als Geselle die Tochter des Meisters geheiratet hat. Jedenfalls wird unter den Geisellen der Bauhütte Niklas Türings, die im Jahre 1501 — also kurz nach Vollendung des Goldenen Dachls — beim Bau der Innsbrucker Steinbrücke beschäftigt waren, auch ein Christof genannt, der wohl mit unserem Christoph Geiger identisch sein könnte.⁸⁾

Aber auch ein Vergleich des Leonhard-Grabmales mit dem Goldenen

Dachl zeigt bei aller Verschiedenheit in der Entwicklung zur Renaissance Flair und Woz des Untertanendes im Material doch auch eine gewisse Übereinstimmung gerade in jenen nebenächlichen Dingen, an denen man die Hand des Geisellen vermuten darf. Ich verweise dabei vor allem auf die fetne, sorgfältige Riffelung der Adlerschwüngen und der Seiten an den Branken der Löwen und wappenhaltenden Greifen, die Bildung der Mähnen und der parallelen Streifen auf dem Brustkorb der Löwen, ferner auf die Übereinstimmung getollter Einzelheiten der Riffelung des Leonhard und der Wappenhalter am Goldenen Dachl



Abb. 5 Herun. v. Graben Foto: S. Wolfgruber

so wie des Maßwerkbalдахins an der Lienzer Platte und des Maßwerkfrieses am Goldenen Dachl. Schließlich entsprechen auch die scharf geschnittenen, immer wieder durch tiefe Einkerbungen gebrochenen Faltenzüge an den Helmschirmen des Kaisers und seiner beiden Frauen, des Ratsherrn und Hofnarren in ihrer technischen Ausführung dem Geisellen des Fahnenruches am Lienzer Stuhl. Auch die Behandlung der Helmschirme, die ja in der Spätgotik typische Kennzeichen der künstlerischen Handchrift sind, stimmen überein. Sowohl am Goldenen Dachl wie am Lienzer Wolkestein-Grabmal findet sich der scharfe Mittelgrat und die geburletzte Dreiblattform.

Interessant ist, daß die selbe Bildung auch am Südportal der Stieringer Pfarrkirche (1497/98) aufscheint, dessen Madonna in der Behandlung der Ge-

wandflächen sowohl mit den Frauengestalten des Goldenen Dachls wie mit den beiden Lienzer Grabplatten Geigers zusammengeht und auch Parallelen zur Portalmadonna der Pfarrkirche von Trens aufweist, wo sich Geiger urkundlich im Jahre 1517 aber wohl auch schon früher um die Jahrhundertwende aufhielt. Es wäre also wohl denkbar, daß Geiger als Mitglied der Türling-Werkstatt auch an diesen beiden Werken seinen Anteil hat. Das Stieringer Tympanon von 1497/98 und das Goldene Dachl von 1500 sind meiner Ansicht nach jene beiden Werke, an denen sich der Stil Christoph Geigers entwickelte, um dann in den beiden Lienzer Grabmälern von 1506 und 1509 seine volle Entwicklung und Ausreifung zu erreichen.⁹⁾

Wer weiter ausgeführte Werke ist uns nichts bekannt. Es befindet sich in Lienz ein Grabstein aus dem Jahre 1507, der seit also, da Geiger am Leonhard-Grabmal arbeitete, der auf den ersten Blick die Merkmale dieses Künstlers aufzuweisen scheint, ja in gewisser Beziehung eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Würzler Stein besitzt. Auf dieser Stein, heute auf der Spitze der Chores der Lienzer Michaelskirche eingemauert, war einst die Deckplatte eines Hochgrabes, wie der abgechrägte Rand mit der nach außen stehenden Inschrift in eingemeißelten gotischen Buchstaben beweist, die folgenden Wortlaut hat: „Nach xpi gebut M V un im vii Jar am ain un XX tag novembers ist gestorbe der Edl un streng Ritte hermann von Graben un ligt begraben in dise gothaus de got genadig un parhetig sey.“ (Abb. 5)

Das Material der 1,08 x 2 Meter messenden Platte ist dieselbe dunkelrote Marmorbreccie wie bei den beiden großen Platten der Pfarrkirche, das Wappen zeigt noch Spuren einer Bemalung. Die Gestalt des Ritters Hermann

8) Erich Egg, Archivalien über die Wertmeisterfamilie Türling, Amtsblatt der Stadt Innsbruck, April 1953.

9) Leo v. Lutterotti, Große Kunsthwerke Tirols, S. 138 und 148 hat erstmals auf gewisse Übereinstimmungen zwischen dem Stil Geigers und der Türlingwerkstatt hingewiesen und schreibt in der Weinmarter-Geschichte „Zur Meisterfrage beim Goldenen Dachl“, Wiener-Schriften, Bd. 139, S. 100) die Namen in Stiering und Trens Christoph Geiger zu. In der gleichen Zeitschrift nimmt jedoch Erich Egg „Die Stieringer Baukunst“, S. 9) das Stieringer Südportal für den Steinmetzen Thoman Scheuer in Anspruch, der auch sein Steinmetzgeraden anbrachte. Die Urheberfrage Meiner Thoman dürfte sich jedoch nur auf die Ausführung des Portales und der Inschrift, nicht aber des Tympanons erstrecken, da dieses mit seinen übrigen Arbeiten keinerlei Übereinstimmung aufweist.

der Graben steht breitbeinig im Bildfeld der Platte und ragt auf allen vier Seiten in den Bildrand hinein, zwickien den Füßen sind in kleinerer Schrift wohl nachträglich die Worte eingemeißelt: „de sap in Rat“. Die sorgfältige in allen Einzelheiten wiederergegebene Rühung entspricht ziemlich genau derjenigen des Leonhard von Görz, besonders deutlich ist diese Übereinstimmung in der Bisefelierung des Schwertgriffes, der Form der Handschuh- und des Fahnenstäbtes. Auch das Gefäß des Fahnenruches zeigt dieselbe Beschaffenheit der Meißelarbeit. Das Haupt Hermanns von Graben umschließt der gleiche Helm mit Warthaube und geöffnetem spitzbogigem Visier und sogar das Rüstlich Hermanns trägt unverkennbar ähnliche Züge: die scharf vorspringende Nase, die tief eingegrabenen Falten von der Nase zum Mund, die kantigen Augenbögen und scharf gezeichneten Lipen.

Die engen Beziehungen dieses Steines zu den beiden Grabplatten in der Pfarrkirche und somit zu Christoph Geiger sind also augencheinlich, trotzdem aber kann es sich bei dieser Platte in der Michaelskirche nicht um ein eigenhändiges Werk dieses Meisters handeln, denn der Qualitätsunterschied ist zu gewaltig. Wäre das flache Relief dieses Steines und die Dürftigkeit der Komposition vielleicht noch mit der Vergütung hinzunehmen, daß es sich hier um eine „Gelegenheitsarbeit“ handelt, die neben dem Görzer Stein entstanden ist, so ist es doch völlig ausgeschlossen, daß ein Künstler, der eben noch eine Ritterfigur von der inneren Spannkraft eines Leonhard mit ihren herrlichen Proportionen und ihrer stolzen körperlichen Stille schuf, einen so kraftlosen, anekdotisch und ausdrucksmäßig völlig mißverständlichen Körper wie den des Hermann von Graben gemißelt haben könnte.

Es ist sehr deutlich zu erkennen, daß bei diesem Stein die Arbeit am oberen Teil mit Kopf, Magdoverbogen und Fahne samt Hand begonnen wurde, vielleicht, ja wahrscheinlich sogar unter Mitwirkung oder zumindest Anleitung Christoph Geigers, und daß dann einem Gehilfen die Weiterführung der Arbeit überlassen wurde, wahrscheinlich jenem Gejellen, den Geiger aus Innsbruck mitgebracht hatte und der auch am Görzer Stein tätig war. Denn während die oberen Partien gut zueinander stimmen und auch eine einheitliche Meißelarbeit verraten, die weitgehend der des Görzer Steines entspricht, zeigen die übrigen Teile des Steines ein deutliches Abfallen der Qualität und ein gänzliches Auseinanderfallen der Komposition, weil es dem Steinmetz nicht gelang, eine organische Verbindung zwischen den bereits bestehenden Teilen und den von ihm geschaffenen herzustellen. Der Kör-

per ist im Verhältnis zum Kopf viel zu klein geraten und entbehrt jeglicher inneren Kraft, in der Bildung des rechten Armes war der Gejelle vergeblich bemüht, den Görzer Stein zu kopieren.

Mit dieser Platte des Hermann von Graben sind die letzten mittelbaren Spuren von Christoph Geigers Tätigkeit in Tirol erloschen und dieser begnadete Künstler, der, am Beginn der Renaissance stehend, die Tiroler Grabplastik des Mittelalters noch einmal in einem tauschenden Affekt zum Klagen brachte, verschwindet für immer aus unserem Blickfeld, denn der ehrenvolle Auftrag, der den Meister erteilte, kam nicht mehr zur Ausführung. Kaiser

Maximilian hatte nämlich, als seine zweite Gemahlin Bianca Maria 1511 gestorben war, im Jahre 1512 an das Regiment zu Innsbruck geschrieben, man möge ihm einen geschickten Steinmetzen empfehlen „welchem unter lieben Gemahl ein Begräbnis aufrichten und machen zu lassen“, worauf ihm die Herren „Christoph Geiger von Tirol“ namhaft machen, den Meister der beiden Tiroler Grabmäler.¹⁰⁾

10) Urkunden und Regesten aus dem I. t. Statthalterarchiv Innsbruck, herausgeg. v. D. v. Schönherz im Jahre der Kunsthistor. Sammlungen des ab. Kaiserhauses. Bb. II. 2. Teil, Reg. 1286 und 1287.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herren von Rost in Tirol

Von Dr. Rudolf Granichsiedten-Czerwa

Aus der uralten aus Buchenstein und aus dem Ennebergertale stammenden Familie Rost, ursprünglich „Röster“ oder „Rauft“ benannt, verbreiteten sich verschiedene Zweige nach Aufhofen, Kehlburg, Uttenheim, alle bei Brunned, nach Reutte-Chrenberg, Wils und schließlich auch nach Tirol. Dort tauchen die Rost mit Hans-Wiktor, geb. 1614, Sohn des Hans Gaudenz (1. 1567 bis 1636) um 1680 auf, da Hans Wiktor dort Herrschaftsverwalter war und 1690 starb. Seine Ehefrauen waren: 1. Elisabeth von Lanzer und 2. Elisabeth von Rotenpuecher. Weiter finden wir Johann-Sigmund von Rost, geb. am 18. Juni 1653 in Kehlburg, um 1701 in Tirol als Präsesen der Tiroler Domänen des Haller Abtesen Damenstiftes; seit 1732 wirkte er auch als Landrichter von Tirol; sein Porträt ist noch erhalten. In einem 1729 verfaßten Tagebuche (jetzt Museum Ferdinandsheim) berichtet Rost über die Türkenkriege, die Brände in Tirol, wie sein Vater Paul Alfons von Rost, fb. Richter, von den Ärzten falsch behandelt wurde und einige Stunden nach der Blitze starb, wie er sich mit seiner Mutter (Regina von Söll-Leisegg) wegen der Erbschaft herumschlagen mußte usw. Er war verlobt in eine „leichte Person“, doch lernte er bei einem Fasnachtsspiele seine Kusine Anna Maria von Rotenpuecher kennen. Bei diesem Hochzeitsspiele fungiert er als Bräutigam, sie als Braut. Aus dem Theater wurde Wirklichkeit und es entstand eine glückliche Ehe (9. Feber 1681).

Auf der Kehlburg, wo Rost geboren wurde, nächstigte der berühmte Prediger Markus d' Moiano (richtig Markus Christophori aus Moiano, 1631 bis 1699) auf seiner Reise nach Meran (10. September 1692). Johann-Sigmunds Bruder, Alfons Veit von Rost (geb. am 3. Mal 1659, gest. als Propst von Neu-

stift-Braten, 22. März 1728, 1707 Pfarrer von Aßling bei Tirol) war damals krank, ließ sich von Markus d' Moiano jegenen und wurde gesund. Johann-Sigmund von Rost starb 1734 in Tirol und erhielt in der Stadtpfarrkirche St. Andrä, beim rechten Seitenaltar, seine letzte Ruhestätte mit einem prächtigen Grabmale.

Ihm folgte 1738 sein Sohn Johann-Paul von Rost, geb. am 12. Feber 1687, seit 23. April 1714 Gatte der Maria Magdalena von Hebenstreit-Blurnhör, als Landrichter von Tirol. Den Amteßiß hatten die Landrichter damals auf der Liebburg, dem Wohnßiß im Schlosse Brunned.

Josef-Johann-Sigmar von Rost, Sohn des Johann Paul, wurde, da das Landrichteramt zu Tirol in der Familie der Herren von Rost nun schon erblich wurde, 1777 Landrichter. Er mußte als solcher am 22. September 1760 bei der Durchreise der Siabella von Parma, Braut Kaiser Josefs II., 271 Stangen-Pferde stellen. Er heiratete am 5. März 1753 die Maria Thesia von Kraus-Gala und starb 1781 in Tirol.

Sein Sohn, Josef Karl von Rost, geb. in Tirol, 17. März 1761, wurde 1781 Chorherr in Innichen, machte eine große Stiftung für die Kirche in Teßelberg (Brunned), damit für die Familie Rost Meßsen gelesen werden; er starb am 24. April 1805 in Innichen. Mit ihm erlosch die Tiroler Linie der Rost, die 1514 in die Tiroler Abtesenstiftel eingetragen worden war.

Aus der freiherrlichen Linie (die gräfliche kam nicht nach Tirol) stammte Leopold von Rost, der 1701 bis 1732 Administrator des Haller Damenstiftes über dessen Tiroler Besitzungen war. Im Kriegsjahre 1703 gehörte er dem Innsbrucker Landesdefensionskomitee an und starb 1732.